



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reck-Malleczewen, Fritz: Vom Elend deutscher Theaterkritik

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zum Schoß der aufhorchenden Erde klingen lassen — wenn ich dir zum Tanze singe, mein Kind.

Wenn ich Süßes in deine leeren Hände lege, weiß ich, warum das Schüsselchen der Blumen voll Honig ist, und sich die Früchte mit köstlichen Säften heimlich füllen — wenn ich Süßes in deine leeren Hände lege.

Wenn ich dein Antlitz küsse, damit du lächelst, mein geliebtes Kind, begreife ich den Jubel, den der Morgenhimmel ausstrahlt, und das Entzücken, das die Sommerbrise meinem Körper bringt — wenn meine Lippen dich berühren, damit du lächelst.

. . . Weiß man, woher der Schlummer kommt, der über den Augen eines Kindes schwebt? Ja. Man erzählt, daß er sein Heim im Feendorfe zwischen den Schatten des Waldes habe. Es wird nur matt von Glühwürmern erleuchtet, wo zwei schüchterne Zauberblumen blühen. Von dort kommt das Lächeln, das die Augen des Kindes küßt.

Weiß man, wo das Lächeln geboren ist, das über den Lippen des schlummernden Kindes schwebt? Ja. Man erzählt, daß ein bleicher Strahl des zunehmenden Neumondes den Saum einer fliehenden Herbstwolke berührt hat, und daß in dem Traum eines taufrischen Morgens das Lächeln geboren wurde, das auf den Lippen des schlafenden Kindes zittert.

Weiß man, wo die süße zärtliche Frische, die die Glieder des Kindes webt, so lange verborgen blieb? Ja. Als die Mutter noch eine zarte Jungfrau war, umschloß sie ihr Herz mit einem schweigenden Liebesgeheimnis — die köstliche, süße Frische, die die Glieder des Kindes gewebt hat.



Vom Elend deutscher Theaterkritik

Don Dr. Fritz Reck-Malleczewen



Es gibt ein schönes Lied, in dem ein Sänger nicht nur im Feld die Fahnenwacht, sondern auch mit dem einen Arm das Schwert das scharfe, des Reimes wegen mit dem anderen die Harfe hält, mit einer nicht näher bezeichneten Extremität dieses Instrument spielt und außerdem mit seinem Lied die stille Nacht grüßt. Als Seitenstück dieser beneidenswerten Vielseitigkeit gibt es in den Fachzeitschriften des Journalismus Inserate wie dieses hier:

„Redakteur, soundsso alt usw., bewährter Politiker, hervorragender Kommunalpolitiker, Redner, Leitartikler, unparteiisch und liberal, beliebter Lokalplauderer, Theater-, Musik- und Kunstkritiker sucht Stellung zum usw.“

Eine Frage: Was kann der Herr eigentlich nicht? Verlangte man es von ihm, er würde sicherlich auch in Berufsinstanzen Urteile fällen, ein Kultusministerium leiten, im Nebenamt sich mit Biologie befassen und über alles „geistvoll plaudern“. Alles, wenn die Gottheit Zeitung es befiehlt und zahlt: „Politiker, Kommunalpolitiker, Zeitartikler und Berichterstatter, Geistesspender en gros und en detail. Und leider auch Kunstkritiker. Natürlich Richter über alles, was irgendwie aus dem Willen zum Schönen geboren ist: über Drama und Oper, über impressionistische Malerei, über Sinfonien und Klinger-Radierungen, Gesanne-Bilder und Reges-Sonaten.

Der deutsche Bürger stellt zur Frühstückspause den Spieß beiseite und freut sich des fünffach „Geistvollen“. Läßt sich Morgen für Morgen die Hirnkammern mit gemünzten Urteilen über das Geistesleben und die Kunst seiner Zeit füllen und geht befriedigt seinem Handwerk nach. Und in kalten Dachkammern verblutet neben dem Heer der Schwachen und Gleichgültigen auch das Genie. Das Genie, das der Geistvolle zu allen Zeiten, seit es eine Kunstkritik gab, in Grund und Boden plauderte, weil er über Kommunalpolitik und Straßenbahnunfällen nur für das Legitime, das ein für allemal Sanktionierte Zeit findet, bis das Werk den Mann, der lange modert, legitim macht. Dann ist er wiederum die Waffe, mit der des Geistvollen geistiger Erbe nach dreißig Jahren einen anderen Revolutionär erschlägt. Es wäre wirklich lohnend, einmal die Schuld des Journalismus an dem Schicksal der Feuerbach und Hölderlin, der Wolf und Hebbel festzustellen.

Gewiß, hier beginnt das weite Feld, auf dem sich das Genie, auch ohne die Schuld des Journalismus, verblutet. Und ich wollte von greifbareren, näherliegenden Dingen sprechen, fragen, weswegen die Öffentlichkeit, soweit sie an ihrem eigenen Geistesleben überhaupt ein Interesse hat, sich die zynische Unverschämtheit, die aus solchen Angeboten spricht, gefallen läßt. Denn sie hat schließlich, wie wir sehen werden, die Macht es zu verhindern, daß der Künstler nicht nur, wie es einmal sein Los ist, von seinem eigenen Schicksal, sondern auch von einem geschwägigen Ignorantentum gehemmt wird. Das Übel, um das es sich hier handelt, ist in der Tat verbreiteter, als der unbefangene Zeitungsleser annimmt. Und der Einwand, Angebote wie das genannte könne nur die Kritik kleiner und kleinster Städte angehen, ist durchaus unzutreffend. Außerdem: man denke doch nur einmal daran, wieviel Werke der letzten Zeit, dramatische und musikalische, nicht in großen Städten, sondern auf den Hofbühnen und den Konzertsälen mittlerer Provinz- und kleiner Residenzstädte ihre Uraufführung erlebten, also vor einer Schar zum teil höchst unberufener Kritiker.

Daß man heute, wo die Sprache gelenkiger, farbiger, blendender geworden ist, als sie es vor hundert Jahren war, mit ein paar Federstrichen den Laien über die eigene Unfähigkeit im Urteilen hinwegtäuschen kann, ist sicher. Man slicht da, wo etwas über den eigenen Horizont geht, ein wenig Spott ein, lobt ein paar Lokalberühmtheiten unter den Spielern, und nach zwei Stunden summt die Rotationsmaschine. Dabei beschränkt sich dieses Verfahren, Kritiken zu schreiben, nicht auf die kleinen und mittelgroßen Blätter. Ich kenne einen deutschen Musikkritiker in einer Großstadt, der vor Jahrzehnten zur Hanslick-Clique gehörte und Hugo Wolf niederdonnern half, bis es selbst dem brahmsbeherrschten Wien zu bunt wurde und der Richter sich vor einem Skandalchen ins kältere Norddeutsch-

land flüchten mußte. Heute mag der Lokalruhm, den er dort einmal hatte, verblaßt sein. Vor wenigen Jahren aber tyrannisierte er noch das Musikleben seines Winkels. Und dieser Mann, nach dessen höchst einseitigem Geschmack Sänger, Klavierspieler und Geiger, die ganze reproduzierende Künflerschaft, die die Stadt aufsuchte, ihre Programme bei Vermeidung schlechter Kritiken einzustellen hatten, dieser Gestränge war nicht imstande, auch nur das einfachste Stücklein am Klavier zu klimpfern, konnte sich also unmöglich, wenn er nicht fortwährend fremde Hilfe in Anspruch nehmen wollte, auch nur das geringste Urteil über eine Neuerscheinung bilden. Dabei war er, der heute noch der Kritiker einer der bekanntesten norddeutschen Zeitungen ist, bei diesem Unvermögen wenigstens ein ehrlicher Kerl, ein Fanatiker, der den Schaden, den er Jahre hindurch angerichtet hat, wenigstens mit den besten Absichten anrichtete. Wie viele aber sitzen auf den Richterstuhl, denen nicht der ehrliche Wille zur Reaktion, irgendein fossiler Geschmack, sondern nur die Schwachsucht, die Oberflächlichkeit und der Wille, soundsoviele Zeilen zu füllen, die Feder führen!

Die Abwehr? Sehr einfach! Den Musikkritiker umweht noch ein gewisser Nimbus. Der Nimbus des Haruspex, des Fachmannes. In der richtigen Erkenntnis, daß dieses Ansehen äußerlich im Interesse der ganzen Kunst und ihres Rufes, im Interesse der Sache auch gewahrt werden müsse, haben die deutschen Musikkritiker die Gründung eines Verbandes angebahnt, der die Aufnahme von dem Bestehen einer meines Wissens nicht ganz leichten Prüfung und dem Nachweis eines Minimums an Fachbildung abhängig machen will. Ob nun dieses Sieb gerade das richtige ist, sei hier nicht untersucht. Aber es ist doch wenigstens ein Sieb, das vielleicht die allergrößten Bananen und Ignoranten in seinen Maschen zurückhält.

Und die Theaterkritiker? Hier, wo scheinbar eine Fachkenntnis entbehrlich ist, kann gegenwärtig ein jeder vom Leber ziehen und auf Autor und Darsteller einhauen. Also: der Feuilletonredakteur. Wenn das Glück gut ist, ein Philolog der Zeit, der im Kunstleben seiner Lage zu Hause ist. In schlimmeren Fällen, jener Hans Narr in allen Gassen, jenes oben erwähnte Mädchen für alles. Im seltensten Falle aber der einzige, der sich ein Urteil über das Theater erlauben darf: ein Fachmann mit der nötigen Bühnenerfahrung und meinetwegen (weniger wichtig!) dem philologischen Doktor. Das eben ist es, was die Zeitungsverlage und auch das Publikum nicht begreifen wollen, daß das Theater kein Ding ist, das sich mit Philologenweisheit allein abtun läßt. Ich kann Ferdinand Gregori nur recht geben, in dem erbitterten Kampf, den er gegen den Größenwahn des philologischen Seminars auf diesem Gebiete führt. Der Philolog als Typus steht dem Theater immer mehr oder weniger hilflos gegenüber, am hilflosesten von den viel zu vielen, die heute inmitten unseres eisenharten Lebens sich zu der vermeintlichen Märchenwelt des Theaters hingezogen fühlen. Man braucht, um diese Hilflosigkeit zu erfassen, nur einmal einer Theaterprobe beizuwohnen, bei der ein solch gelehrter Mann, der als Dramaturg in öder Lektorenarbeit seine Lage verbringt, ausnahmsweise einmal Regie führen darf. Diesem zum Literatenlos geborenen, rein literarisch gezüchteten Typ bleibt eben das Theater immer ein peinliches Ding. Und weil er diese Welt und ihre Fundamente nicht versteht, sucht er als Kritiker auf der Bühne die Literatur und zwar nur die Literatur. Auf diese Weise aber ist über die dramatische Produktion

unserer Tage und über die Bühnen selbst das große Elend gekommen: dadurch, daß man Annahme oder Ablehnung von Bühnenwerken allzusehr von den Meinungsäußerungen höchst professoraler Literaten abhängig machte, daß der Literatenklingel fortgesetzt alles, was den Willen zur Bühnenwirkung irgendwie verriet, mit dem Vorwurf der Kulissenreißerei abtat, gerade dadurch haben wir das „stagnierende Drama“ erhalten, das auf der Bühne die Langweile, im Zuschauerraum die gähnende Leere geschaffen hat. Das ist der Typus, der heute verächtlich über manches dramatisch fest und knapp gefügte Werk des frühen Naturalismus die Nase rümpft, dessen eigene dramatische Kinder aber noch überall, wo wir sie auf der Bühne erleben, als klägliche Mißgeburten einem frühen Ende entgegentaumelten.

Und nun schaue man sich einmal die Theaterkritiken der Herren an. Zu drei Vierteln ein literarischer Essay über das Werk. Hinterher als mikroskopisch kleines Anhängsel die eigentliche Kritik des Spieles, der Regie usw. Wenigstens das, was sie eine Kritik nennen. In der Regel vertuscht auch hier ein dem Impressionismus entlehntes Schlagwort die Unwissenheit und Hilflosigkeit des Urteils. „Herr X. zeichnete den Hamlet in einer seltsamen, wirren Linie.“ „Fräulein Y. flocht in den Kranz ihrer keuschen Frauengestalten eine weitere Blüte“ (beides Originale aus einer höchst angesehenen Wiener Tageszeitung). Der Schauspieler, der vorwärts will, fängt damit gar nichts an. Er will, wenn er an sich arbeitet, meist wissen, ob er mit der Dynamik seiner Sprache das Rechte traf, ob er die vorteilhafteste Lage seiner Stimme gefunden hat. Ob seine Bewegungen zu unruhig, das Tempo seines Spieles zu überheßt, zu schläfrig war. Er will wissen, ob er sich in ein gegebenes Ensemble hineinfügte. Und er verlangt, daß der Kritiker an dieser oder jener Hauptstation seiner Rolle Halt macht und ihn auf typische Schwächen oder Vorzüge seines Spieles hinweist. Man sehe sich es einmal an, wie sich bei Otto Brahm's schon in seinen frühen Kritiken in dieser Richtung der Theaterinstinkt äußert.

Spricht der literarische Kritiker von der Regie, so meint er zunächst meist die Inszenierung. „Die meisterliche Regie des Herrn Z.“, ein derartiger Satz sagt nur, daß die Bühnenbilder des Herrn Z. dem Gelehrten gefallen haben. Daß der Regisseur oft gar nicht für die (womöglich vor seiner Tätigkeit an der betreffenden Bühne angeschafften) Ausstattungen verantwortlich ist, daß vor allem heute fast jedes Theatermännlein soviel Geschmack hat, in der Wahl von Bühnenbildern Ritsch von Schönem sondern zu können, das alles ahnt er nicht. Und auf die angebliche „Regie“ wird oft genug auch ein Lobeshymnus gesungen, wenn von einer Regie überhaupt keine Rede gewesen war: wenn ein scharf zugespitzter Dialog wie ein Gummiband zu fader Langweile gedehnt ward, wenn im Gespräch oder in der Handlung Wendungen, auf die der Autor berechnete Hoffnungen setzte, überhaupt nicht herausgearbeitet wurden, wenn im Gehen und Kommen der Spieler Verzögerungen eintraten, wo Straffheit und Knappheit herrschen mußten. Von allen Dingen ahnt der typische Kritiker nichts, weil er das mühevollen Werden einer Aufführung in den verschiedenen Stadien ihrer Vorbereitung nicht kennt und auf diese Weise überhaupt nicht weiß, was eigentlich Regie ist.

Man mag mir erwidern, auf das alles einzugehen sei unnötig, das Publikum folge dem gar nicht. Nun, man geht ja auch heute zuweilen auf diese Dinge ein, leider

nur ohne die geringste Sachkenntnis. Außerdem: das Publikum folgt den wenigen guten Kritikern, über die wir heute verfügen, ganz ausgezeichnet. Ihre Arbeiten sind durchaus nicht nur für Fachmänner geschrieben, im Gegenteil: sie tun das, was der deutschen Bühne in ihrem Elend aufhelfen kann, sie erziehen nach einer Zeit seltsamer, selbstverschuldeter Theaterfremdheit das Publikum wieder zum richtigen Verständnis, zur richtigen Bewertung der Bühnenkunst. So hat auch die Bühne selbst ein Interesse an einer sachgemäßen Kritik.

Gregori wünscht als Voraussetzung für eine kritische Betätigung den Nachweis einer bestimmten Volontärzeit in einem Theaterverband. Gewiß! Nur ist das wirklich das Allernotdürftigste, was hier verlangt werden kann. Wer nicht von vornherein das hat, was das A und das O aller Erfolge im Banntreife des Theaters ist, den eigenartigen Theaterinstinkt — der wird auch kraft dieser Volontärzeit seiner Aufgabe nicht gerecht werden, wird aber immerhin vor den größten Torheiten bewahrt bleiben. Und wer jenen Instinkt hat, wird sich die Kenntnis technischer Dinge, den nötigen Scharfblick für verborgene Fehler in wenigen Wochen aneignen.

An den Redaktionen liegt es also zunächst, dem jammervollen Elend zu Hilfe zu kommen. Sie mögen sich der erwähnten Tatsache bewusst werden, wie sehr die Theaterkritik ein ganz eigenartiges Talent voraussetzt, mögen nicht ein für allemal ihre Feuilletonredakteure auf die Komödie loslassen, sollen Leute erspähen, die als dramatische Autoren, als Bühnenschriftsteller jenes Talent erwiesen haben. Die geringe Mehrausgabe wird am Ende ihre Früchte tragen. Man soll sich nur darüber klar werden, daß Theaterkritiken mehr Leser haben als Börsenberichte.

Und endlich mag die Kunst der Kritiker selbst für ihr Heil sorgen. Heute trägt auch der, der kraft seines Könnens und seiner Erfahrung ein Urteil fällen kann, das deutscher Bühnenkunst frommt, seine Richterschaft als einen Makel, der ihm früher oder später das Handwerk leidet. Auch sie könnten sich, wie die Musikkritiker, zu einer Vereinigung zusammintun, die die Aufnahme von ein paar Arbeiten abhängig machte. Von einigen Arbeiten, produktiven oder kritischen, die erwiesen, ob der, der sich zum Richten er bietet, zum Richten berufen ist. Und eingedenk des Nutzens, den eine leidlich sachkundige Kritik der Bühne leistet, könnten Intendanten und Bühnenleitungen ein Übriges tun: könnten Freiplätze nur solchen Redaktionen überlassen, die nachweisen, daß ihre Kritiker dieser Vereinigung angehören. Auf die Dauer wäre der Kauf der Plätze den Zeitungsverlagen, die für ihre Rezensenten nicht mehr aufwenden als für einen guten Inseratenjanmler, am Ende doch zu teuer.

Außer dieser Qualitätsbesserung hätte eine solche Organisation noch einen besonderen Wert: sie würde der Kritik endlich eine Waffe gegen törichte Forderungen der Verlage nicht nur, sondern auch des Publikums geben. Über den Unfug der Nachrezensionen ist genug geschrieben worden. Und daß man nicht am Ende eines Tages den Geist sprühen lassen kann, ohne daß das Feuer mit Alkaloiden genährt wird, brauche ich nicht erst nachzuweisen. Daß es aber auch ohne Nachkritiken geht, beweisen die großen Münchener Blätter, die ihre vorzüglichen Kritiker nicht zur nächtlichen Nervenhatz mißbrauchen, die oft sogar größere Werke am übernächsten Morgen rezensieren. Wer verlangt denn eigentlich die Nachkritik? Scheinbar der Spießker, der sich gedankenlos daran gewöhnt hat, ohne daß er weiß, wie vielen

Morphiumsprigen er die Frühstückslektüre dankt. Dem Spießer ist es aber ebenso leicht abzugewöhnen, wie er sich gedankenlos daran gewöhnte. Ob er es einen Tag früher oder später liest, ist ihm im Grunde doch gleichgültig. Die Schuld liegt an den Zeitungsverlagen und Zeitungsleitungen, die im Geschwindigkeitswahn vergessen, daß eine Kunstkritik nicht wie ein New-Yorker Börsenbericht behandelt werden muß und nicht so behandelt werden darf. Das Publikum aber, das heute Theaterrezensionen liest, verlangt nicht in erster Linie Schnelligkeit: es will angeregt, will in das Werk und in den Mechanismus seiner Aufführung eingeweiht werden, will durch ein paar Worte die eigenen Nerven nachschwingen lassen. Dieses Verlangen aber setzt in erster Linie eine Kunstleistung voraus, nicht eine Reporter-geschwindigkeit. Wer heute selbst nicht Künstler ist, selbst nicht mit ein paar Worten ein buntes Bildchen nachmalen kann, soll von vornherein keine Kritiken schreiben, ist zum Priestertum zwischen Künstler und Gemeinde nicht berufen. In diesem Satz steckt die ganze Psychologie der formalen Aufgaben der Kunstkritik. Und eben diese Aufgaben verkennt ein großer Teil der Presse — die Berliner voran — vollkommen. Man sehe diese Konzertberichte: diesen Mangel an Frische, den Mangel an Freude, den Überfluß an nervöser Verärgerung, der im Oktober schon aus diesen Berichten spricht.

Es geht nicht anders? Es geht gewiß anders! Ich weiß, im Herbst hieß es, man wolle in Berlin mit der Nachkritik aufräumen. Man hörte sogar etwas von einem Streik der Rezensenten. Hat sich alles wieder im Sande verlaufen? Oder will man vor dem Kampf eine Organisation schaffen, wie die, von der hier die Rede war?

Ich weiß, daß alle jene Maßnahmen, die ich vorgeschlagen habe, nicht ohne Mängel sind, daß sie schadhafte Stellen aufweisen, durch die gelegentlich Unfähigkeit, böser Wille und Cliquengeschöpfe schlüpfen könnten. Was tut es? Wichtiger ist es zunächst, daß überhaupt ein Weg geschaffen wird, daß jeder den es angeht, überzeugt ist, daß es so nicht weiter geht. Findet sich niemand, dem die Hand fest genug ist, das alles einigermaßen einzurenken, was hier so gründlich aus den Fugen gegangen ist?

